Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift

Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache

Band: 53 (1997)

Heft: 4

Artikel: Brief aus der französischen Schweiz an einen Freund in der Deutschschweiz

Autor: Gsteiger, Manfred

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-421750

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Brief aus der französischen Schweiz an einen Freund in der Deutschschweiz

Von Manfred Gsteiger

Mein Lieber,

Du hast dich freundlicherweise erkundigt, wie es bei mir nach mehr als fünfunddreissig Jahren Leben «jenseits der Saane» stehe, es interessiert Dich zu erfahren, wo ich stehe, und warum ich dort stehe, wo ich stehe. Ja, wenn man das immer so genau wüsste, und wenn man es zu wissen glaubt, so ohne weiteres sagen könnte. Als wir uns – wie lang ist's her? – in einem verspäteten Wiederholungskurs als ab- und umkommandierte Übermittlungsgehilfen über Literatur und Literaten unterhielten, standen wir auch nicht, sondern wir lagen, wie es heisst, in Deckung, aber trotzdem in der warmen Sonne, hinter einem Gebüsch irgendwo bei Meiringen, und jetzt ist es Winter, ich sitze am Pertuis-du-Sault hinter dem Macintosh, der See ist grau, und ich weiss, dass etwas weiter oben le Vallon de l'Ermitage eingeschneit ist und auch gestern der rote Maserati aus einer Münchner Garage mit Neuenburger Nummer vor dem künftigen Museum eines deutschen Dichters parkiert war. Warum er eigentlich, fragte ich F.D. einmal, ausgerechnet nach Neuchâtel in die französische Schweiz gezogen sei. «Weil ich einen ruhigen Ort zum Arbeiten suchte und ein Haus zu einem günstigen Preis fand», war die Antwort.

Vor ein paar Tagen bin ich, was bei mir oft vorkommt, von Erlach über den Heidenweg nach der Sankt Petersinsel gewandert und habe dabei mein beliebtes Ratespielchen getrieben, ob den im Winter wenig zahlreichen Entgegenkommenden mit «Bonjour» oder «Grüessech» zu begegnen sei und der Gruss auf Schweizerdeutsch oder Französisch quittiert werde. Gelegentlich bleibt der oder die andere auch stumm, oder ich habe selber keine Lust, den Mund aufzumachen, dann kommt es öfter vor, dass der Fremde zuerst grüsst, und meistens heisst es «Bonjour», was dazu angetan ist, positive Vorurteile über die Soziabilität der Welschen zu bestätigen. Angesichts heutiger Freizeitbekleidung, die man vielleicht zu Unrecht als ein Zeichen gesellschaftlicher Globalisierung versteht, weil in Jeans und Windjacke ebensogut ein Verwaltungsrat wie ein Arbeitsloser stecken kann, lassen sich sprachliche und ethnische Zugehörigkeiten aus Distanz schwerlich bestimmen, aber auf unsere hergebrachten Identitätsvorstellungen, gerade wenn sie Deutsch und Welsch betreffen, verzichten wir trotzdem nur ungern.

Will mir nun vielleicht jemand einen zwar nicht mehr imperialistischen, aber immer noch imperativen Sprachspiegel vorhalten? Auf dass meine Visage eines – wie es zu Zeiten aus dem Norden wagnerianisch trompetete – fremd-

wörtelnden und französelnden, also degenerierten Alemannen ihr völkisches Profil wiederfinde, das heisst der Bonjour- und Grüessech- und gleicherweise Grüezi-, Buon-giorno- und Bun-di-Schweizer sich mit «Guten Tag», «Tach», «Morjen» und «Tschüs» als der alldeutschen Sprachgemeinschaft zugehörig bekenne? Oder lassen wir mit «Good morning», «Hello» und schliesslich einem globaliserend-gurgelnden «Hi» den linguistischen Selbstbedienungsladen in Konkurs gehen? Der Rest ist dann ohnehin Chinesisch und Internet und Schweigen.

Soyons sérieux. Mehrsprachigkeit an sich ist keine Gefährdung der Muttersprache. Es kommt darauf an, wie man sie praktiziert. Erkenntnis des andern und Umgang mit ihm kann das Bewusstsein des Eigenen stärken. Allerdings gehört dazu der Verzicht auf sprachliche Eroberungspolitik, auch in dieser Sache ist Macht an sich problematisch, Missbrauch der Macht schlecht, und Missbrauch kommt immer vom Stärkeren, von der sprachlichen Mehrheit. Doppelt und dreifach ist der Missbrauch, wenn sich politische, gesellschaftliche, wirtschaftliche Herrschaft der Sprache bemächtigt, sie ihren Zielen dienstbar macht. Nationalismus als sprachliche Alleinherrschaft, damit sind wir leider immer noch nicht am Ende. Es gibt heute weltweit eine Arroganz des Englischen (des Amerikanischen), in unserem Land eine Arroganz des Deutschen, und zwar vor allem des Schweizerdeutschen. Damit braucht sich niemand abzufinden, selbst wenn es ein Kampf gegen Windmühlen sein sollte. Don Quijote irrte sich zwar im Materiellen, im Geistigen behielt er recht. Ein grosses Wort, ich muss mich wahrscheinlich entschuldigen, es zu gebrauchen. Aber Demokratie ist auch ein grosses Wort, und es entschuldigt sich keiner dafür, es zu gebrauchen, auch wenn die Mehrheit nicht immer Recht hat.

Es ist ein altes Lied, dass wir uns als Deutschschweizer zwischen Dialekt und «Hochsprache» in einer ambivalenten Lage befinden, freilich müsste es nicht, wie so oft, ein Klagelied sein. Jedes Individuum und jede Gemeinschaft hat mehrfache Wurzeln. Dialekt als Muttersprache, Hochdeutsch als Vatersprache, das symbolische Elternpaar als Zeichen des Ursprungs. Es käme mir nicht in den Sinn, die Sprache der Mutter zu verleugnen, aber ich möchte kein permanentes Muttersöhnchen sein. Ehret Vater und Mutter und gewinnt ihnen gegenüber jene Haltung, die den freien Menschen ausmacht. Die affektive Bindung an den Dialekt ist eines, das reflektierende Verhältnis zum Deutschen ein anderes (selbstverständlich sind die Beziehungen nie so eindeutig, sie können sich geradezu umkehren). Hochdeutsch, unsere erste Fremdsprache und für uns doch keine fremde Sprache, die erste Kultursprache, die uns mit einer der grossen europäischen Literaturen verbindet, gehört keiner Nation. Sie gehört uns nicht anders als den Deutschen, den Österreichern, den Südtirolern. Literatursprache ist Norm, was soviel heisst wie Konvention und Kunst, aber sie lebt und verändert sich aus der Umgangssprache, aus dem Sächsischen so gut wie aus dem Elsässischen, und aus dem, was sprachschöpferische Autoren in sie hineintragen und aus ihr herausholen, der schwäbelnde Schil-

ler und der berndeutsche Gotthelf. Wir reden und schreiben Deutsch nicht aus Zwang, auch nicht aus Rechtlosigkeit, sondern aus eigenem Recht.

Vater und Mutter, aber warum denn nicht Onkel und Tante, die einem, wie es in den besten Familien vorkommen soll, lieber sein können als die sogenannten Erzeuger? Blutsverwandtschaft, kein unschuldiges Wort, ist noch lange nicht alles. Es gibt Wahlverwandtschaften und Adoptiveltern, Angeheiratete und Geschiedene, Waisen und Findelkinder. «Nationale und sprachliche Einheitlichkeit kann eine Stärke sein, nationale und sprachliche Vielfältigkeit ist es immer», schrieb Josef Roth, der galizische Jude, Bürger Kakaniens, Pariser Emigrant, er musste es wissen. Babylonischer Sprachwirrwarr, Bouillon de culture, soll deswegen nicht als der Weisheit letzter Schluss gelten. Ganz ohne Ordnung geht es nicht. Gegenüber Mutter und Vater darf man sich einiges herausnehmen, aber die lieben Verwandten wollen wir respektieren, und die bösen erst recht.

Obwohl ich, an der alemannisch-welschen Sprachgrenze aufgewachsen und erst noch durch Romanistik und Komparatistik kontaminiert, seit mehr als vier Jahrzehnten fast nur Französisch und Berndeutsch spreche, ist mein Respekt vor der zweiten Kultursprache nicht geringer geworden. Wenn ich Französisch schreibe, sind der «Petit Robert» und der «Grévisse» stets in Griffnähe, und es käme mir nicht in den Sinn, dem Text so etwas wie Originalität einzuschmuggeln, denn im Unterbewussten erhebt sich immer wieder die Barriere des «bon usage», anders gesagt der Norm. Frei fühle ich mich als Schreibender nur gegenüber der Sprache, die hierzulande nicht zufällig auch das Schriftdeutsche genannt wird. Zwar lese ich oft und gern deutsche Wörterbücher, und Autoren sowieso, aber nicht aus Bedürfnis nach dem, was bei den Grammatikern Hyperkorrektheit der sprachlichen Diaspora heisst, sondern im freudigen Bewusstsein, mit einer Sprache umzugehen, die mir gehört und die mir vieles, wenn auch nicht schlechtweg alles, erlaubt.

Die französische Sprache, jedenfalls die Literatursprache, die im Gegensatz zu dem so ungeheuer anpassungsfähigen Englisch und dem einst regional so vielfältigen Altfranzösisch, sich ihrer Klassizität nicht nur freuen kann, sondern an ihr auch leiden muss, setzt hier viel engere Grenzen, mag auch der «Petit Larousse» neuerdings einige sogenannte Helvetismen wie «tablar» und «nonante» aufgenommen haben. Für die westschweizerische Minorität war der weitgehende Verlust der Patois und die ebenso weitgehende Anpassung an die französische Sprachnorm wahrscheinlich eine Notwendigkeit, aber wir haben es zum Glück nicht nötig, neben den guten auch die schlechten Erfahrungen der Zentralisierung zu machen. Der Satz, den Goethe 1795 im Artikel «Literarischer Sansculottismus» dem an seine Nation gerichteten Vorwurf, «dass ihre geographische Lage sie eng zusammenhält, indem ihre politische sie zerstückelt», warnend entgegensetzt, gilt, mutatis mutandis, immer noch, auch für uns: «Wir wollen die Umwälzungen nicht wünschen, die in Deutschland klassische Werke vorbereiten könnten.»

Ein Beispiel gefällig? Um nicht schon wieder das Dürrenmattsche «Morgenessen» zu zitieren, das er seinem Romulus Augustulus als kaiserlich dekretiertes «klassisches Latein» gegen das scheinbar korrekte «Frühstück» in den Mund legt, nehme ich Robert Walser. Da steht im Prosastück «Wenzel» (in «Geschichten»), Franz sei «im Nachthemd hervorgedechlet, von Gespensterfurcht gejagt», wozu der gelehrte Herausgeber Jochen Greven anmerkt, das entspreche dem hochdeutschen «deckeln», «hier im Sinn von ‹den Hut lüften›, grüssen». Ob tatsächlich eine gemeinsame Etymologie vorliegt, kann ich nicht entscheiden, aber aus privater Erinnerung weiss ich, dass im Dialekt von Biel und Umgebung «dechle» der geläufige Ausdruck für «(heftig, demonstrativ, gleichsam theatralisch) rennen» war und mit grüssen nichts zu tun hat, nie hätten wir als Buben gesagt, einer sei angerannt oder dahergesprungen, sondern eben «er isch cho z'dechle». Eine regionalistische Nachlässigkeit, eine sprachliche Unkorrektheit? Natürlich nicht, sondern eine durchaus bewusste Erweiterung der Hochsprache, die kein ebenso aussagekräftiges Äquivalent besitzt, durch den Rückgriff auf die Umgangssprache.

Um noch bei Walser zu bleiben: Wenn er in einem späten, erst von Greven veröffentlichten Prosastück von einer «sich nach Aspisbissen sehnenden Art von Kleopatra» spricht, so wird es sich kaum, wie der Herausgeber vermutet, um einen Schreibfehler handeln («Apisbissen», zum heiligen Stier der Ägypter), sondern viel eher um eine Übernahme aus dem Französischen (aspic = Natter, Viper) bzw. Lateinischen (aspis), eine Anspielung auf den Freitod der Kleopatra. Ich weiss nicht, ob Walser ein wenig Latein konnte, aber Französisch konnte er, und zwar sehr gut. Ob alemannische Muttersprache oder französische «Zweitsprache»: der «schriftdeutsch» schreibende Autor grast über den Zaun, il prend son bien où il le trouve.

Umgang mit der Hochsprache heisst nicht absolute Anerkennung einer von aussen diktierten, in Grammatiken und Wörterbüchern fixierten Sprachnorm, so wenig wie wir die Eigenheiten unserer deutschschweizerischen Artikulation einer «deutschen Bühnensprache» anzupassen haben. Aber auf die Hochsprache verzichten können und dürfen deswegen wir nicht. Schreiben, wie uns der Schnabel gewachsen ist, mag bequem sein, vor allem ist es ein Zeichen von Faulheit. Die schriftdeutsche, früher sagte man auch die reichsdeutsche, Norm zu relativieren, sind wir dann berechtigt, wenn wir wissen, warum wir es tun (aber dazu müssen wir auch wissen, was die Norm ist). Dann signalisiert sprachlicher Abstand eine bewusste und differenzierte Identität, der Rückzug auf die Mundart jedoch bedeutet kulturelle Verarmung und anachronistisches Réduitdenken, ganz abgesehen davon, dass er gegenüber unseren anderssprachigen Landsleuten eine Zumutung darstellt. Dabei hat keiner etwas zu gewinnen und jeder etwas zu verlieren.

Die Frage, ob die angeborene und als solche anerkannte und angenommene Zweisprachigkeit des Deutschschweizers nicht unnötige Schwierigkeiten schaffe, ist deshalb falsch gestellt, weil erstens jede kulturelle Situation

schwierig ist, und zweitens Schwierigkeiten, wenn sie recht verstanden werden, positive Leistungen hervorbringen. Eine gerade in der heutigen Welt notwendige Leistung besteht darin, sich auf den andern zu öffnen und offen zu halten, ohne das Eigene zu verlieren. Die sprachlich-kulturelle Pluralität des Schweizers, des Deutschschweizers ganz besonders, ist eine Chance, wahrscheinlich unsere grösste und vielleicht einzige Chance im Europa des kommenden Jahrtausends.

Dies, mein Lieber, ein paar unvorgreifliche Gedanken, wie Leibniz gesagt hätte, zur Lage. Aber wir liegen ja nicht mehr, der letzte Wiederholungskurs ist längst hinter uns, und bevor wir anderswo und endgültig liegen, wollen wir noch versuchen zu stehen und womöglich aufrecht zu gehen.